

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 45

Artikel: Aus der Geschichte der Gemeinde Vechigen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

falsche Rechnung gemacht hatte. Er mußte über manche Schwelle treten, aber schließlich fand er, was er suchte, denn es war noch in der guten Jahreszeit, da die Arbeitskräfte begehrten waren.

„Auf viel Lohn darfst du nicht rechnen“, berichtete er Blasi nach seiner Rückkehr, „dein neuer Meister will es ausnützen, daß . . .“

Blasi unterbrach ihn: „Ich schaffe für etwas Anderes.“

„Wenn du's so meinst“, entgegnete der Meister.

Acht Tage später, am frühen Morgen, brach Blasi nach Wildbach auf. Als er auf dem Hügel ankam, in dessen Schatten Menschikon lag, blitzte eben die Sonne hinter den Bergen auf und fuhr ihm in die Augen. Er wandte sich um und sah zum Dorf hinab. Dort ragten die vier Pavillen, was war aus dem Disteli geworden? Abseits, damit er ihm besser sichtbar wäre, lag der Neuhof, wie eine Bauminsel in den weiten Wiesen. Blasi wußte, dort war in Gedanken einer bei ihm. Das gab ihm Mut, wie einem Soldaten, der vorgeschoben ist, aber weiß, daß hinter ihm Kameraden stehen.

Während er so sass und die Hände über die Augen hielt, kam ein Handwerksbursche des Weges und rief ihn lustig an: „Nach was aus?“

„Nach einem guten Namen!“ gab Blasi sich umwended zurück. Er sprach nur aus, was ihn erfüllte.

„Das ist was Rechtes!“ lachte der andere munter und war schon vorbei.

„Das ist was Rechtes“, wiederholte Blasi. Er wurde auf einmal ganz froh; froh, weil ihm die gute Antwort gekommen war, froh, weil die ihm aufgehalste Last hinter ihm im Schatten lag und die freiwillig aufgenommene vor ihm in der Sonne, froh, weil er die Tapferkeit, die er in den letzten Tagen gefunden hatte, sich an der Seite fühlte, froh, weil er einen Menschen kannte, der Röhrli Reigel hieß, froh, weil er sich die Kraft zutraute, seinen Namen reinzufegen.

Mit langen Schritten ging er über den breiten Hügelrücken hinweg dem andern Tal zu.

— Ende. —

Wohltätigkeit.

Wenn ich gewisse Leute bei ihrer Wohltätigkeit beobachte, so muß ich immer an meine kleine Schwester denken.

Die saß einst als Siebenjährige mit der Mutter im Bahnhofswarteraum und harrte des Zuges, der sie in einen Nachbarort tragen sollte. Auf dem Tische vor den beiden stand eine Metallfigur: ein Soldat mit angegeschlagenem Gewehr, auf einen hohlen Baumstamm ziellend. Wenn man durch Zurückschieben eines Plättchens eine Feder spannte, dann eine Münze auf den Gewehrlauf legte und schließlich auf den Fuß des Mannes drückte, so flog die Münze in den Spalt des Baumes. Am Sockel der Figur stand: „Für wohltätige Zwecke“.

Mein Schwesterchen, das eben so weit lesen kann, daß

es die Unterschrift zur Not zu entziffern vermag, bittet die Mutter um einen Groschen. Mutter ist zwar etwas erstaunt über die sonst noch nicht beobachtete Mildtätigkeit der Kleinen, gibt aber den Groschen und hilft beim Abfeuern. Nach dem Schusse drückt und zieht die Suse an Hand, Fuß und Kopf der Figur. Als alles fruchtlos bleibt, fragt sie enttäuscht: „Ja, wo kommen denn nun aber die ‚wohltätigen Zwecke‘ heraus?“ Sie hatte die Sammelbüchse für einen Automaten gehalten.

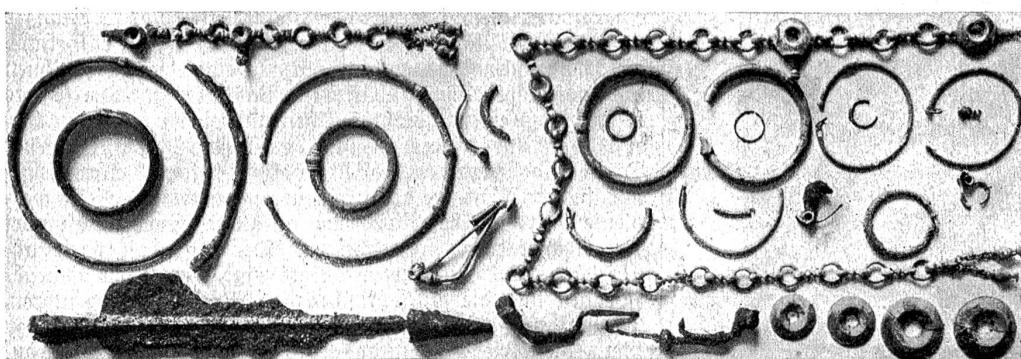
Sollte es wohl unter den „Großen“ auch Leute geben, die ihr christliches Herz nur entdecken, wenn „wohltätige Zwecke“ in Aussicht stehen?

(„Gesundbrunnen 1915.“)

Aus der Geschichte der Gemeinde Dachigen.

Will einer die Landschaft der Kirchgemeinde Dachigen überblicken, so muß er schon den Weg von Bern aus über den Dentenberg machen und, nach Boll hinuntersteigend, auf halbem Wege Ausschau halten. Aber es bleibt noch fraglich, ob er trotz der gebotenen Mühe nicht nur Teilstücke von ihr sieht. Denn es ist ein weites Gebiet, das die Kirche

von Dachigen umspannt und nicht so bald eine zweite bernische Gemeinde kommt ihr in dieser Hinsicht nach. Aber wenn der Wanderer auch nicht bis zum Dörfschen Lindenthal im gleichnamigen Waldtal sieht und auch nicht vom Dentenberg weg über Sinneringen und Boll nach Ueigen, so lohnt sich für uns Berner ein Ausflug nach dieser gottgeogneten Landschaft doch. Und gerade zur Herbstzeit doppelt. Da wird das üppige Grün der Matten für das Auge wohltuend vom Gelb der Stoppelfelder unterbrochen, die Bäume stehen obsthäuer und weit hinein ins Tal leuchtet das Rot der Vogelbeere. Wundersam weich liegen die Hügelchen aneinandergebettet, und harmonisch und unauffällig verteilen sich die Weiler und Höfe



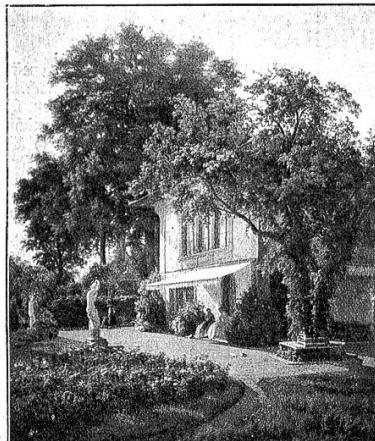
Gegenstände aus vorrömischer Zeit, aufgefunden auf dem Hubel zu Sinneringen.

ins Land. Und wie heimelig schön werden sie vom tieferen Grün der Bäume umschattet und von nahen und fernerem Wäldern betont! —

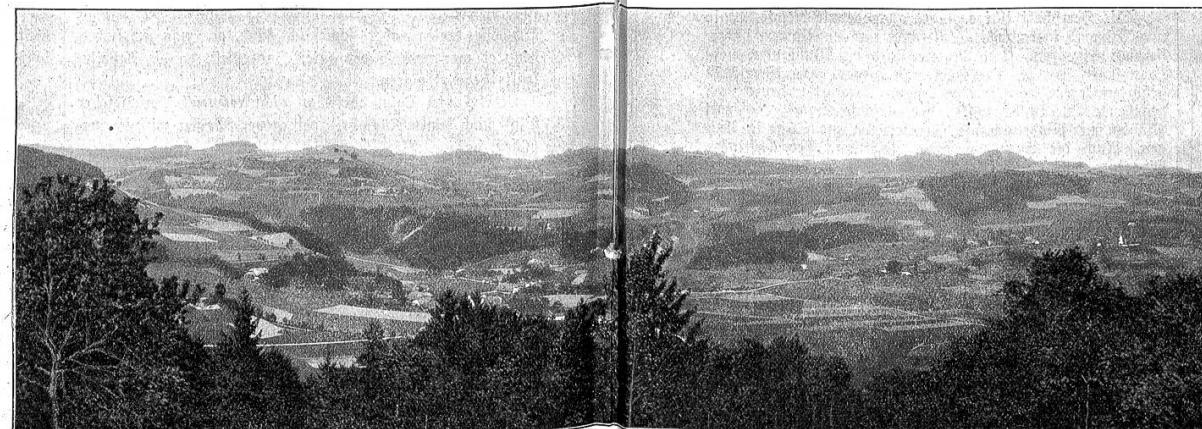
Aber wir wollen von der Geschichte dieses Fleckens Bernerland reden. Die Angaben dazu entnehmen wir dem Werklein des Herrn Ernst Gruner, seinerzeit Lehrer in Littewil und jetzt Vorsteher der Blindenanstalt Köniz, der uns auch die hier abgedruckten Illustrationen in liebenswürdigem Entgegenkommen zur Verfügung gestellt hat.

Doch das Land um Bechigen herum schon zur Zeit der Römer bewohnt war, beweisen die vielen Armingriffe, Halsringe, Ketten und Ohrgehänge, die unter verschiedenen Malen auf dem Hubel von Sinneringen gefunden wurden und jetzt im historischen Museum in Bern aufbewahrt werden. Auf dem nämlichen Hubel findet man heute noch einen Findling aus dem Grimselgranit, dem die Altertumsforscher den Namen „Schalenstein von Ueigen“ gegeben haben und von dem angenommen wird, daß er in der Heidenzeit als Opferstein gedient oder ein Denkmal war. Im Käpelihubel fand man 1669 ein steinernes, wohlverfertigtes Gewölbe, und darin ein gemauertes, vierstriges Badhaus, 8 Schuh tief mit zwei weiszelben, marmorenen Badwannen. Ferner Totenkörper, Blei und einige Treppentüsen. Um 1700 herum hob ein Bauer beim Pflügen einige hundert Silber- und Kupfermünzen aus der Erde. Später stieß man auf die Grundmauer eines Gebäudes, das in 4 bis 5 Zimmern eingeteilt und deren Wände al fresco bemalt waren. Welchen Umfang jedoch die römische Niederlassung gehabt hat, ist bis heute noch nicht ermittelt worden.

Um die Zeit von Berns Gründung waren Teile des heutigen Bechigengebietes Reichsfreiherrschafte. So Ueigen, das die jetzige Schulgemeinde und das innere Lindenhal umschloß. Reichsland war ferner der Dentenberg, dessen Herren, die Edlen von Dentenberg, auf der Stammburg, östlich vom heutigen Dörfschen, saßen, und Sinneringen, von dem wir nur wissen, daß es eine thurgursive Vogtei war, die um 1291—93 mit Gütern in Ueigen und Radelfingen an Bern kam. Das äußere Lindenhal soll zur Herrschaft Gerstein gehört haben, und 1299, als die Burg zerstört wurde, unter bernische Herrschaft geraten sein.



Schloss Sinneringen, nach einem Gemälde von A. v. Bonstetten.



Die Gemeinde Bechigen, von Dentenberg aus gesehen.

Da Bern seine Stadt nicht nur mit Unfreien und Leuten aus dem Bürgerstande bewohnen wollte, zog es nach und nach auch die in seinem Umkreis auf Twingburgen haufenden Adeligen an sich und verlieh ihnen Berns Bürgerechte. Die ersten, die von dem Bürgerecht Gebrauch machten, waren die Twingerherren der Kirchspiels Stettlen, Bolligen, Muri und Bechigen, deren Herren „von Dentenberg“ und „vom Stein“ (die damaligen Besitzer des Twings Ueigen) hießen. Von jener Zeit datieren auch die Frohdienste, die die Bauern von Bechigen zu leisten hatten. In der Hauptstadt befanden sie aus sogenannten Herrenführern. Jedes Jahr hatten sie ein gewisses, nach der Größe des Lehengutes bemessenes Quantum Holz zu schlagen und nach Bern zu bringen „zur Wiederaufrichtung meiner Gnädigen Herren Holzbeigen“. Oder sie hatten Steine in der Ostermundiger Grube zu brechen und für öffentliche Bauten, Münster, Schanzenanlagen, nach Bern zu führen. Auch mußten sie im Kriegsfall mit den Bernern ins Feld ziehen und hatten sich dazu auf eigene Kosten auszurüsten, anfänglich „mit Hornisch und guten Wehrinen, dero er sich wütze zu behelsen“, später mit Montur und Bewaffnung.

Wie sich ein Bechiger „Auszüger“ in den letzten Zeiten des alten Bern auszurüsten hatte, zeigt eine Verordnung, die folgende Gegenstände vorschreibt: „Kinte mit 21 Schärfen Patronen, 2 Paar Strümpfe, 2 Schnupftücher, 1 Mütze, 1 Paar Schuhe, 1 Ramm, Messer, Gabel, Löffel, Nahrung für 4 Tage. Die, welche nicht mit Habersäcken versehen sind, sollen gemeine Säcke mitnehmen und sie einrichten zum Überdängen“.

Das Aufgebot im Kriegsfalle erhielten unsere Bechiger durch die Postläufer von Bern, oder bei großer Gefahr, die eine rasche Besammlung nötig machte, zeigte es ihnen die Hochwacht (Chuzen) auf dem Bantiger an. Die leichtere bestand aus einem Wachthäuschen und einem hölzernen Gerüst, das mit drittem Reif gefüllt war. Ein hölzerner Dünkel, sogenannter „Abfichtsdünkel“, dessen Öffnung genau in der Richtung der nächsten Hochwacht eingestellt war, diente dazu, um bei Nacht eine allfällige Feuersbrunst vom Hochwachtfieber zu unterscheiden. Der Ammann hatte abwechselnd zwei Männer zur Bedienung der Hochwacht abzufinden und die Aussicht über den Wachtdienst zu führen. Drohte nun dem Berner Land Gefahr, dann wurden zu Bern die Kriegsfäden angezündet und fünfmal oben auf der Terrasse des Münsterturms herumgetragen. Dazu heulte die Sturmglöde. Seht zündete einer der Wächter auf dem

Bantiger den Holzstoß an; der andere rannte zum Ammann und machte Anzeige. Nun begannen auch in Bechigen die Sturmglöden zu läuten, der Tambour schlug Alarm, die Krieger sammelten sich auf dem Trüllyplatz und wurden dann vom Trüllymeister oder Ammann der Obrigkeit in Bern zugeführt. Die nichtdienstpflichtigen Gemeindemitglieder hatten das „Reisgeld“ zusammenzulegen und den Auszügern vor dem Abmarsch auszuhändigen.

So war es auch 1798 als französische Truppen bernisches Gebiet besetzten und die Auszüger der Gemeinde Bechigen in Bern einzurücken mußten. Ohne Murren hatten sie ihre Tornister gepackt und jeder verlangte nichts sehnlicher, als sofort gegen die Franzosen geführt zu werden. Die Zurückgebliebenen aber säumten nicht, einen Brief an die Gnädigen Herren in Bern zu richten und sie darin ihrer Ergebenheit und Zufriedenheit zu versichern. Die gedienten Männer wurden in die Reihen des Bataillons Daxelholzer gestellt und fochten mit diesem im Grauholz. Ein anderer Trupp kämpfte bei Neuenegg. Bei beiden Gefechten fanden 18 Männer des Kirchspiels Bechigen den Helden tod.

Ein Bechiger war auch jener Wachtmüller Pauli, der auf dem Breitfeld den letzten aber berühmten Kanonenblitz auf die Franzosen abgab und mit diesem, wie die Geschichte erzählt, beinahe die im Gang befindlichen Friedensverhandlungen zunächst gemacht hätte. Nach der Übergabe Berns an den General Schauenburg marschierten am Abend des 5. März französische Truppen das Worbental hinauf und schlugen ihr Biwak zwischen Gäst und Boll auf, um sich am folgenden Tage auf den Höfen der Gemeinde einzuarbeiten zu lassen. Später hatten die Bechiger unter den Plünderungen der französischen Soldaten viel zu leiden. Nach amtlicher Schätzung betrug ihr Schaden nicht weniger als 8772 Kronen und 21 Batzen. Die Last der französischen Soldaten drückte die Gemeinde nicht nur bis zum Jahre 1801, sondern als die ersten endlich abzogen, hatten sie noch Fuhrleute, Wagen und Rosse zu stellen, um den in Bern gemachten Raub an Geld, Waffen u. s. w. nach Frankreich zu führen. Und als 1802 die von den Franzosen eingesetzte Regierung vor den außländischen Schweizern ins Waadtland flüchtete, da zogen ihr aus der Gemeinde 77 Freiwillige zu Hilfe.

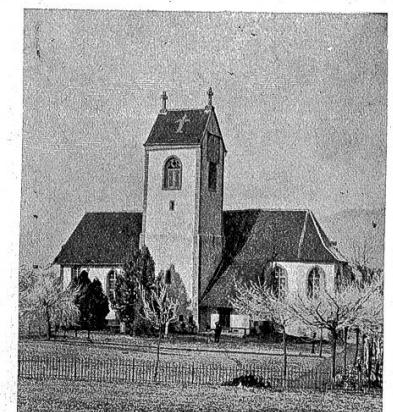
Später hatte Bechigen auch Napoleon ihr Teil „Kanonenfutter“ zu stellen. Ununterbrochen trugen von 1803 bis 1814 sechs bis zehn Bechiger auf fremden Schlachtfeldern ihre Haut für den Franzosenkaiser zu Markt. Außerdem

hatte sie die Kosten für den sich meist in Boll aufhaltenden französischen Verbeschier zu zahlen.

Ohne Abseitslichkeit, vielleicht auch vom gegenwärtigen Zeitlauf dictirt, haben wir uns etwas länger beim Kriegerischen aus Bechigens Geschichte aufgeholt. Man kann nun nicht zurückgreifen, ohne der Herrschaft Ueigen zu gebieten, weil deren Geschichte innig mit derjenigen Bechigens verwachsen ist. Das Schloß, das heute die Oberlandische Armenverpflegungsanstalt birgt, scheint um 1320 einem Johann Hofmann, Burger und Rats zu Bern, gehört zu haben. Von ihm ging es nacheinander an Peter von Balm, Hartmann vom Stein, Josef von Gingins, die Familie Manuel und schließlich um 1664 durch Kauf an Samuel Jenner aus Bern über. Der letztere stattete das Schloß mit fürstlicher Pracht aus. Durch die Haustüre trat man in einen hohen, gewölbten Kreuzgang, von dessen Deudemmitte ein vergoldeter Leuchter herabhängt. Die Wände waren mit Bildern, Gobelins und Waffen geschmückt. Dieses Tütschloß war ein Kunstwerk. Zwölf Gemälde stellten biblische Szenen dar und waren zwischen prächtige Schnitzereien in die Wände eingelassen. Eine der Glastüren im unteren Kreuzgang führte auf eine kleine Terrasse, Raftaufenssaal genannt, in deren Schatten die vier Jahreszeiten

durch das dunkle Laub der Bäume leuchteten und wo eine Fontaine aus einem phantastischen Zwergengesicht ihr tühlendes Nass in ein Becken zu Füßen eines Ruheplatzes ausgoß. Da, wo jetzt ein grüner Rasen die Terrasse auf der Südseite des Schlosses bekleidet, war früher ein mächtiges Wasserbecken. Steinerne Figuren gossen ihre Strahlen in wirrem Durcheinander aus, und Blumengruppen nach holländischer Art, mit Schnäbeln aus Porzellan eingefasst, ließen das Ganze wie einen persischen Teppich erscheinen. Ein eigener Brunnenmeister war angestellt, um alle diese Wasserwerke in Ordnung zu halten.

1682 tauschte Jenner die Herrschaft Ueigen an Niklaus Daxelholzer gegen dessen Tal gut bei Bolligen. Unter diesem Gesicht verblieb die Twingherrschaft bis 1798. Der letzte Twingherr war Niklaus Daxelholzer, Vogt zu Brandis, der 1739 geboren wurde und 1802 starb. Er war ein kleiner, ganz verwachsener Mann, gegen seine Untertanen zwar hochfahrend und heftig, aber gerecht. Die Aubienzen, die er den Bauern von Bechigen erteilte, waren die eines Fürsten aus dem Orient. Sein Schaffner und Getreter



Kirche von Bechigen.

nahm den Bauern ihre Bittschriften ab und präsentierte sie mit gebogenem Knie seinem Herrn. Noch lange bewahrte man das herrschaftliche Szepter auf. Als 1798 die Revolu-



lution hereinbrach, litt er zwar wenig von seinen Untergangenen, aber den Verlust seiner herrschaftlichen Rechte vermochte er nicht zu ertragen und starb bald hernach aus Gram über den Umsturz der alten Ordnung.

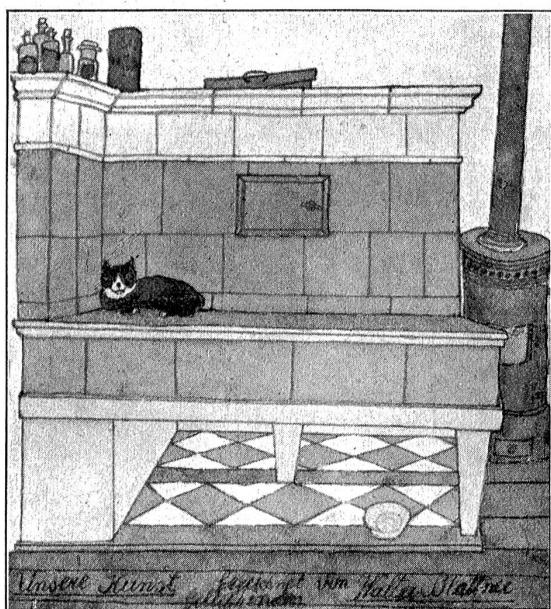
Die Herrschaft Uzigen hatte ausgedehnte Rechte. Wald und Allmend betrachtete sie als von ihr den Bauern hingehenes Eigentum. Der Mulerenwald im Wuhl blieb stets „verbannt“, um als Jagdrevier zu dienen. Der Herrschaft gehörten ferner das Dorfwirtshaus (das alte, heute noch bestehende im Boll gehörte der Kirchgemeinde), die zwei Mühlen mit Rindenstampfe, Fruchtreibe und Säge in Uzigen. Auch die Enge war eine Zeit lang herrschaftliches Eigentum und diente als Weide. Der Herrschaft gehörten auch die Fischzonen im Stämpbach und Mühlbach, der Wildfang, die Imbden, herrenlose Bienen Schwärme u. a. m. Für Verurteilungen zu Arreststrafen ließ sie sich gehörig zahlen; ebenso für Augenscheine, Berufungen, Siegelung von Verträgen u. s. w. Kein Schriftstück hatte Gültigkeit, wenn es nicht das herrschaftliche Siegel trug.

Alle diese Vorrechte und die Machtstellung hat dann das bedeutungsvolle Jahr 1798 unter den Tisch gefegt. Wir wissen, daß das den letzten Twingherrn derart kränkte, daß er vor „Täubi“ starb. Nach ihm übernahm sein Sohn Niklaus, der als Jägerhauptmann bei Neuenegg gekämpft hatte und verwundet worden war, das Gut. Sein Stolz und seine Freude, die schöne Tochter Alexandrine, ward ihm 1818, erst 17 Jahre alt, durch den Tod entrissen. Er ließ sie in einen steinernen Sarkophag legen und auf der oberen Schloßterrasse, rechts vom Portal bestatten. „Möge man“, bittet der betrübte Vater, „ihr dieses Blümlein nicht missgönnen und die Toten ruhen lassen.“ 1852 übernahm nach seinem Tode sein Sohn Niklaus Friedrich das Gut und da dieser ohne männliche Erben war, entschloß er sich, die Besitzung zu verkaufen. 1875 erwarb eine Vereinigung oberländischer Gemeinden das Gut um 240,000 Franken. In den Räumen, in denen so lange Prunk und Stolz daheim gewesen, sollte nun die nackte, bittere Armut ihren Einzug halten. Am 1. Januar 1876 wurde die „Oberländische Armenverpflegungsanstalt“ mit den weiblichen und ein Jahr später auch mit den männlichen Pfleglingen bezogen.

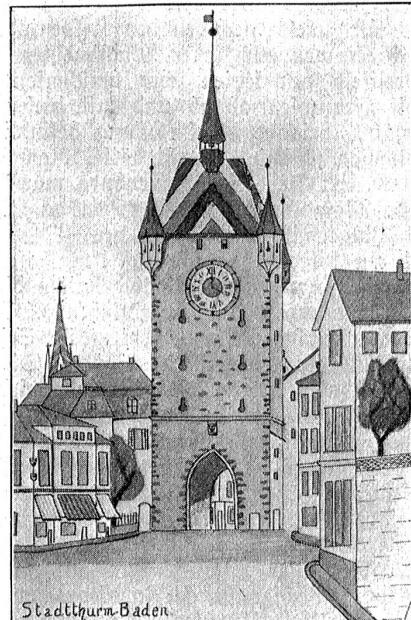
Die Kunst unserer Jüngsten.

Sie erinnern sich wohl noch, wie wir seinerzeit in der Schule gezeichnet haben? Vor einem Gypsummodell oder

wenn's hoch kam und der Lehrer einige Zuversicht zu unsern „künstlerischen“ Fähigkeiten hatte, vor einer schönen



W. Blattner, 15 Jahre. Unsere „Kunst“. Erhielt am Zeichnenwettbewerb des Pestalozzikalenders einen I. Preis.



Pfannerer, 11 Jahre. Stadtthurm Baden. Erhielt am Zeichnenwettbewerb des Pestalozzikalenders einen I. Preis.